

Vorstellungen. Vom Beitrag medienkulturwissenschaftlicher Forschung zur Praxis der Schreibberatung

↳ *Karsten Hertrich*

In der folgenden Szene klingt einiges an, was SchreibberaterInnen bekannt vorkommen könnte. 1882. Friedrich Nietzsche ist des gesünderen Klimas wegen in den Süden gereist. Nach Genua wird ihm eine Malling-Hansen Skrivkugle geliefert. Er hatte die Schreibmaschine angeschafft, um trotz nachlassenden Augenlichts weiter schreiben zu können. Das Modell ist reisefest, weil es leicht ist. Jedoch bekommt das Klima an der Riviera den Farbbändern schlecht und auch dem Papier. Der Philosoph muss einen maschinengeschriebenen Brief per Hand beenden: „Leben Sie wohl! Die Schreibma-/schine will nicht mehr. Es ist /gerade die Stelle des geflickten /Bandes.“ (Nietzsche ²2003: 99) Ein Baseler Arzt, der in Genua weilt, heilt Nietzsche von einer Fiebererkrankung und repariert auch dessen Schreibmaschine noch einmal, bevor sie endgültig ihren Geist aufgibt.

Viel verbirgt sich in dieser kurzen Geschichte. Es geht um die Schwierigkeiten des Schreibens vor dem Hintergrund ihrer Bedingungen, um die spezifische Konstellation eines Schreibenden, um seine Gesundheit, es geht um die Wahl des Ortes und der Mittel, schließlich um den Bericht von Hemmnissen und Hürden. Ein kulturwissenschaftlicher Forschungsansatz erlaubt, solche Einzelfälle in ihrer Komplexität in den Blick zu nehmen, ohne dabei von ihrer historischen Dimension und ihrem exemplarischem Charakter abzusehen. Von solchen Herangehensweisen an das Schreiben wird dieser Text handeln. Insbesondere werde ich auf die Schreibszenenforschung eingehen. Es geht mir darum, verschiedene Aspekte dieses Ansatzes darzustellen und deren Fruchtbarkeit für das Denken und Reden über das Schreiben herauszuarbeiten, für das also, was SchreibberaterInnen tun.

Die Schreibszene als Ensemble

Das Konzept der Schreibszene geht auf Rüdiger Campe zurück (vgl. Campe 1991). Er beschreibt das Grundmodell jeden Schreibens als Konstellation dreier Faktoren: der Instrumentalität eines Schreibgeräts, der Geste körperlichen Ausdrucks und der Sprache. Die Schreib-

szenen bezeichnet das Zusammenspiel dieser drei Faktoren im Akt des Schreibens. Im enger gefassten Begriff der Schreib-Szene wird ein instabil gewordenes Ensemble schon durch die Schreibweise markiert. Die Schreib-Szene ist die Krise des Schreibens im Sinne der Möglichkeiten, die sich ergeben, wenn etwas problematisch wird. Auftretende Widerstände „halten zu Reflexionen übers Schreiben an und öffnen dieses zugleich eben auf seine heterogenen Bedingungen hin“ (Zanetti 2006: 12). Mit der Schreib-Szene kann das Schreiben zum Thema werden – des Redens und Schreibens. Pointierter ausgedrückt: Am Punkt dieses Bruchs setzt die Schreibszenenforschung wie die Arbeit der Schreibberatung an.

Ausgearbeitet wurde das Konzept der Schreibszenen innerhalb des Forschungsprojekts „Zur Genealogie des Schreibens. Die Literaturgeschichte der Schreibszenen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“. Es unterscheidet sich von didaktisch begründeter und kognitiv orientierter Schreibprozess- und Schreibentwicklungsforschung schon durch den Forschungsansatz. In Einzeluntersuchungen wurden sowohl Thematisierungen des Schreibens in Texten als auch deren Vorstufen untersucht. Kanonische Autoren insbesondere literarischer Texte eigneten sich als Gegenstände für dieses Verfahren, weil deren Vorarbeiten noch erhalten sind. Jedoch soll das Modell nicht ausschließlich die Produktionsprozesse bedeutender literarischer Autoren abbilden. Es geht vielmehr um den Akt des Schreibens selbst, der alle Schreibenden verbindet. Dieser wiederum realisiert sich in vielfältigen Formen.

Durch Brüche werden diese Formen beobachtbar. Die Schreibszenen als Konstellation von Technik, Körper und Sprache ist historisch wandelbar und individuell verschieden. Es klingt schon an, dass an den verschiedenen Polen der Konstellation Widerstände auftreten können, die etwa der Konstitution von Schreibenden entspringen können oder äußeren Faktoren wie der Umstellung auf ein neues Schreibmedium oder das Schreiben in einer anderen Sprache. Das sind markante Beispiele, die nur die Weite dessen angeben sollen, was unter dem Begriff der Schreib-Szene verhandelt werden kann. Um die Anschlussfähigkeit des Modells und seine Relevanz zu verdeutlichen noch einige weitere Beispiele:

- Die instrumentell-technische Dimension betrifft die Mediendifferenz, den Wechsel des Schreibzeugs etwa, oder die Herausforderung und Chance des Universalmediums Computer, der verschiedene Techniken integriert. Konkret verweist der Computer besonders dann auf sich selbst, wenn er abstürzt und Daten verloren gehen.
- Zum Körperlich-Gestischen gehören die Müdigkeit, Regeneration, die Verbindung von Gehen und Denken, aber auch Krankheit und damit konkret: Fragen, die Prüfungsämter betreffen.
- Im Kontext der Universität kann Sprachlichkeit zwei Fremdsprachen meinen, nämlich Landes- und Fachsprachen, oder die Wissenschaftssprache generell, mithin Textsortenwissen, konkret etwa den Unterschied von wissenschaftlicher Hausarbeit und Essay, aber auch den zwischen Objekt- und Metasprache.

Im Kontext der Schreibberatung bildet also die Schreibszenen die Bedingung der Möglichkeit, von einem Schreiben zu sprechen, das alle Schreibenden verbindet. Die Schreib-Szenen wiederum bringt das individuelle Schreiben im je individuellen Rahmen zum Ausdruck, insofern es sich im Moment der Krise offenbart.

Schreibgeräte. Historisches, Aktualisierbares

Kulturwissenschaftlich geprägte Ansätze nehmen anders als kognitive Schreibforschung auch die Historizität (nicht nur) des Schreibens und seine Medien in den Blick. Das Konzept dessen, was man unter Schreiben versteht, ist historischem Wandel unterworfen, was neben einem von (mikro)soziologischen Arrangements vor allem ein medienhistorischer Wandel ist. Darum sind die ersten drei Dokumentationsbände des „Genealogie“-Projekts durch Medienumbrüche bezeichnet: das Zeitalter der Manuskripte, der Typoskripte und das digitale Zeitalter.

Während also die körperliche Disposition und der sprachliche Rahmen, die Grammatik etwa, historisch einigermaßen stabil bleiben, vervielfältigen sich die am Schreiben beteiligten Geräte und Techniken. Gerade die Praxis der Forschung und das forschende Schreiben sind eng mit technischer Innovation verknüpft. Sie generieren neue Möglichkeiten oder nehmen sie auf. Möglichkeiten, die

immer auch solche des Austauschs sind. Das birgt Probleme und Chancen.

Mit diesen muss auch die Schreibberatung umgehen, denn historischen Brüchen folgen stets individuelle nach. Es ist abzusehen, dass, insofern neue Techniken mehr und mehr in universitäre Schreibprozesse Einzug halten, auch die Schreibzentren vermehrt mit Anfragen etwa zur Handhabung bestimmter Programme konfrontiert werden. Wenn also die Aufgabe eines Beratungsgesprächs darin besteht, über Konstellationen aufzuklären und Möglichkeiten aufzuzeigen, dann gehört dazu auch die Reflexion des Mediums. Das heißt nicht, mit allen Schreibprogrammen vertraut sein zu müssen, wohl aber, sich der Konstellationen und ihrer Brüche im gesellschaftlichen und individuellen Medienwandel klarer zu werden.

Hier erweist sich das Modell der Schreibszene als stabil und bietet damit Orientierung. Wie beharrlich die Konstellation bleibt, lässt sich an folgender Szenerie ablesen: Im Universalmedium des Computers, zumal im Verbund mit dem Internet, verschmelzen verschiedene Aspekte des Schreibens, damit freilich auch solche des Lesens und Ablenkens, des Speicherns und Übertragens. Nicht umsonst tritt das Stichwort der Medienkompetenz gerade vor dem Hintergrund der Neuen Medien auf. Die Teilaspekte des Schreibprozesses gilt es aber weiterhin zu unterscheiden – gerade vorm Hintergrund einer Maschine, die scheinbar alles kann. Das Interface des Rechners, die Schnittstelle der Mensch/Maschine-Kommunikation, zeigt und bietet zur Orientierung an: einen Schreibtisch, Ordner, den Papierkorb samt Knüllgeräusch, vielleicht Zettelkästen, das genormte weiße Blatt usw. Der Bildschirm als Rahmen bildet damit ein Ensemble der am Schreiben beteiligten Akteure ab.

Bilder vom Schreiben

Reden über das Schreiben ist auch ein Reden in Bildern. Es ist gut, wenn „es läuft“ (vgl. Rückriem 2000), ansonsten sieht man sich „Hürden“ gegenüber, hat eine „Schreibblockade“ oder „Angst vor dem leeren Blatt“ (zur Materialität der weißen Seite vgl. Macho 1993). Solche Ausdrücke bieten Ansatzpunkte in der Reflexion über das eigene Schreiben und können eine Hilfe sein, sich in der Beratung mitzuteilen. Sie können den Anfang eines Gesprächs bilden, eine Erklärung

sind sie nicht. Notwendig bleibt eine differenzierte Betrachtung dessen, was genau sich hinter der gewählten Metapher verbirgt. Auch in diesem Sinne ist Schreibberatung Spracharbeit.

Die Ursachen von Bilderkonflikten können aber auch schon vor dem Beginn des Schreibprozesses liegen. Die Forschung zur „Genealogie des Schreibens“ setzte auch deshalb bei Schreibszenen in literarischen Texten an, weil sie hier beobachtet werden können. Die tradierten Bilder sind die von großen Schreibern. Das macht auf ein weiteres Modell vom Schreiben aufmerksam, nämlich nicht nur auf den Akt des Schreibens selbst, sondern auch die diesem stets vorangehenden Vorstellungen. An Walter Benjamins Begriff vom Optisch-Unbewussten orientiert, also dem, was erst eine Kamera sichtbar werden lässt, spricht Zanetti (2006: 8f.) in diesem Zusammenhang vom „Graphisch-Unbewussten“.

Wer an einer Universität zu schreiben beginnt, trägt solche Bilder schon mit sich und in den neuen Rahmen hinein (und lernt dort neue). Das mag etwa ein in der Schule erlerntes Bild des Genies um 1800 sein. Oder das Bild von Wissenschaftlern im Labor, bei denen die Vermittlung ihrer Forschungsergebnisse scheinbar keine Rolle spielt. Ganz gegenwärtig vor Augen mögen Studierende das Bild von Wissenschaftlern haben, denen das Schreiben leicht zu fallen scheint, denn dauernd lesen sie fertige, wichtige Texte – ihrer Entstehungsschwierigkeiten entledigt. Auch ihren Dozenten scheint das Schreiben leicht von der Hand zu gehen – Gegenteiliges haben sie nie berichtet. Und noch den Kommilitonen scheint das Schreiben leichter zu fallen als einem selbst, weil ja schon deren Seminarbeiträge vor Kenntnissen strotzen (vgl. Wagner 2007: 65-75).

So sehr die Bilder von Schreibenden historisch, soziologisch und individuell wandelbar sind, so individuell sind denn auch die Bilder, die jede & jeder vom Schreiben mit sich trägt. Das gilt gleichermaßen für das Studieren an sich wie die Wahl eines spezifischen Studiums. Diese Bilder passen dann mehr oder weniger auf die gegenwärtige Situation der Schreibenden, können produktiv oder hinderlich wirken.

Inszenierung & Selbstlektüre

Im Blick auf das Schreiben bedeutet Inszenierung zweierlei. Zunächst bezeichnet der Begriff die Einrichtung des eigenen Schreibens, der

Arbeitsumgebung ebenso wie des Ablaufs. Dabei handelt es sich um einen aktiven Prozess der Verteilung – oder Überlassung – der Rollen, beispielsweise um einen bewussten Einsatz von technischen Hilfsmitteln im Wissen ihrer Grenzen und Möglichkeiten.

Ist der Schreibprozess jedoch ins Stocken geraten, die Schreib-Szene also thematisch geworden, werden die an ihr beteiligten Faktoren einer Betrachtung unterzogen: Welcher der Faktoren übernimmt welche Rolle im Prozess, welcher die Regie, und in welchem Rahmen spielt sich der Schreibprozess ab? Dabei gibt es je nach Fokus

„prinzipielle Unterschiede in der praktischen Beurteilung der Frage, wer oder was beim Schreiben Regie führt oder führen soll. Diese Unterschiede prägen auch die Art, in der Schreibprozesse thematisch und, emphatisch, zu einer ‚Schreib-Szene‘ werden. Sie resultieren aus den unterschiedlichen Konzepten und Praktiken von ‚Selbstlektüren‘“ (Giuriato/Stingelin/Zanetti 2008: 13).

In der Selbstlektüre nimmt der Inszenierungsaspekt den Charakter der Zuschreibung an. Eine Deutung des Schreibens ist nicht das Schreiben selbst. Was trivial klingt, hat für die Beratung Konsequenzen: Vor jedem Beratungsgespräch hat sich der oder die Ratsuchende einer Selbstlektüre unterzogen und dabei kleine oder große Probleme, enge oder weite zutage gebracht, die er oder sie äußern kann oder nicht. Darin unterscheiden sich Ratsuchende nicht von Schriftstellern. Auskünfte über das Schreiben entsprechen selten dem tatsächlichen Prozess, im Gegenteil: Hier spielen Unsichtbarkeiten und Unsicherheiten, Idealisierung oder mitunter übertriebene Selbstkritik zusammen. Wer berät, soll den Selbstlektüren der Ratsuchenden nicht folgen, kann aber in deren Koordinatensystemen deren Problemdeutungen verorten und Diskrepanzen produktiv aufzeigen.

Schließlich ist jede Deutung innerhalb ihres Rahmens zu betrachten, ist also nach den Hintergründen des Schreibprozesses zu fragen und danach, inwiefern sie auf das Schreiben einwirken. Solche Rahmen können etwa Domänen (disziplinäre Hintergründe, Fachsprachen und -konventionen) oder interkultureller Natur sein. Weil Schreibende stets in mehreren Rahmen arbeiten, können Rollenkonflikte auftreten. Das Schreiben einer Hausarbeit unterliegt anderen

Bedingungen als das im Nebenjob, das Schreiben der Steuererklärung stellt andere Anforderungen als das Verfassen eines Liebesbriefs. Einigen Problemen mit dem universitären Schreiben kommt man vielleicht schon auf die Spur, wenn man den Rahmen dieses Schreibens vor Augen geführt und etwa Wissenschaft (auch) als steten Austausch beschrieben hat.

Fazit

Kulturwissenschaftliche Forschung interessiert sich für die Signifikanz kleiner Szenen, für Einzelfälle wie den eingangs angesprochenen. In der Berücksichtigung der Komplexität von Schreibsituationen entspricht sie den Anforderungen an ein Beratungsgespräch. Zugleich ist sie offen für vielfältige Einflüsse. Diese interdisziplinäre Anschlussfähigkeit ist ein Grund, der den Ansatz geeignet erscheinen lässt für Schreibzentren, die Studierende verschiedener Disziplinen betreuen. Die durch sie gewonnene historische Differenzierung ist nicht zuletzt ein probates Mittel gegen eine kulturpessimistische Verfallsgeschichte oder Abwertungen anderer Art und also auch diesbezüglich hilfreich im Rahmen möglichst vorurteilsfreier Beratung.

Ob der Bruch im Schreiben mit dem Schreibmedium erfolgt, ob die Bilder vom Schreiben oder Selbstlektüren ein Hindernis darstellen, lässt sich erkennen und in der Beratung produktiv machen. Damit kann man weiterarbeiten. Medienkulturwissenschaftliche Schreibforschung, das sollte angezeigt und vorgeführt werden, vermag hier hilfreiche Modelle bereitzustellen, konzentriert und beständig, anschlussfähig und anregend zugleich.

Literatur

Campe, Rüdiger (1991): Die Schreibszene. Schreiben. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hrsg.): Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp. S. 759-772.

Giuriato, Davide/Stingelin, Martin/Zanetti, Sandro (2008): Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): „Schreiben heißt: sich selber lesen“. Schreibszenen als Selbstlektüren. München: Fink (= Zur Genealogie des Schreibens, Bd. 9), S. 9-17.

Macho, Thomas (2003): Shining oder: Die weiße Seite. In: Berz, Peter/Bitsch, Annette/Siegert, Bernhard (Hrsg.): FAKtisch. Festschrift für Friedrich Kittler zum 60. Geburtstag. München: Fink. S. 55-62.

Nietzsche, Friedrich (²2003): Schreibmaschinentexte. Vollständige Edition. Faksimiles und kritischer Kommentar, hg. v. Stephan Günzel und Rüdiger Schmidt-Grépály; zweite, verbesserte Auflage, mit einem Nachwort zur zweiten Auflage von Friedrich Kittler. Weimar: Verlag der Bauhaus Universität.

Rückriem, Georg (2000): „Es läuft“. über die Brauchbarkeit von Analogien und Metaphern. In: Narr, Wolf-Dieter/Stary, Joachim (Hrsg.): Lust und Last des wissenschaftlichen Schreibens. Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer geben Studierenden Tips, Frankfurt/Main: Suhrkamp. S. 105-127.

Wagner, Wolf (2007): Uni-Angst und Uni-Bluff heute. Wie Studieren und sich nicht verlieren. Berlin: Rotbuch.

Zanetti, Sandro (2006): (Digitalisiertes) Schreiben. Einleitung. In: Giuriato, Davide/Stingelin, Martin/Zanetti, Sandro (Hrsg.): „System ohne General“. Schreibszenen im digitalen Zeitalter. München: Fink (= Zur Genealogie des Schreibens, Bd. 3). S. 7-26.

Zum Autor



Karsten Hertrich, Studium der Germanistik und Kommunikationswissenschaft, Mitarbeit am Schreibzentrum der Friedrich-Schiller-Universität Jena und an einem Projekt zu Sprache und Internationalisierung in der Lehre, studiert den Master Literatur – Kunst – Kultur.

©Karsten Hertrich